Der Sonntagsgast.

Jahrgang 16. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 18.**

Ohne Adelsdiplom.

Von J. Mielow.

Herr Ferdinand Kuhlemann war durch den Tod seines Vaters vom Geschäftsführer zum Besitzer eines wohlassortirten Weißwaarengeschäfts in Pasewalk avancirt.

Ihm fehlte jetzt nur noch eine Frau, denn seine alte Mutter wollte ihm die Last des Geschäftes nicht mehr tragen helfen.

Daß Herr Kuhlemann, trotz seiner dreißig Jahre, noch nicht verheirathet war, hatte seinen besonderen Grund.

Er hatte das Unglück gehabt, ein Commis zu sein und wie ein junger Baron auszusehen, mit seiner hübschen eleganten Figur und dem für einen Mann fast zu fein geschnittenen, blonden Gesicht.

Er fühlte sich immer wie ein halber Baron, wenn er auch ein ganz tüchtiger Geschäftsmann in seiner Branche war, aber die jungen Mädchen seiner Bekanntschaft waren ihm alle viel zu gewöhnlich.

Er hegte eine heimliche Leidenschaft für die „große Dame", die seiner Meinung nach einzig und allein seiner Persönlichkeit entsprach, aber da er noch keine Baronin oder Gräfin gefunden hatte, die gerne Frau Kuhlemann geworden wäre, blieb er ledig.

„Nante, Du mußt heirathen", sagte die Mutter in jedem Jahr dreihundertundfünfundsechzig Mal.

Endlich faßte Nante drei Monate nach dem Tode seines Vaters einen großen Entschluß.

„Mutter", sagte er eines Tages, „ich reise ins Seebad. Jeder anständige Mensch reist um diese Jahreszeit ins Seebad und erstens kann ich mir das jetzt wohl gönnen, zweitens brauche ich ja eine Erholung und drittens finde ich dort vielleicht eine Frau."

„Hm, hm", machte die Mutter und schüttelte bedenklich den Kopf dazu, aber Nante reiste wirklich nach drei Tagen ab.

Er fuhr über Stettin und kleidete sich dort ganz neu ein.

Als er sich darauf auf dem Dampfer einschiffte, von der Gravattennadel bis zum Zipfel des Taschentuches nach der neuesten, englischen Mode gekleidet, mit einem eleganten Lederkoffer, einer Reisedecke, sammt schottischem Plaid und funkelnagelneuem Havelock im Lederriemen, und weder Geldtasche, Krimstecher noch Badecker fehlten, kam er sich wirklich wie ein junger Lord vor.

Der Aufenthalt in dem hübschen Ostseebade Binz gestaltete sich höchst angenehm und bot für Jemand, der noch nicht weit über die Grenzen der guten vaterländischen Mark hinausgekommen war, viel Neues und Reizvolles.

In der ersten Zeit vergaß Ferdinand über den Genüssen des ungewohnten Hotel-Comforts und des amüsanten Strandlebens ganz den höheren Zweck seiner Reise, das Suchen nach einer passenden Lebensgefährtin. Erst als er ganz heimisch und sicher in all dem Fremden, Neuen geworden war, und sich in Phantasie und Wesen vollständig in die Rolle des „großen Herren" hineingelebt hatte, fing er an, dessen zu erinnern.

Es gab nun zwar genug hübsche und elegante Frauen in Binz, aber die Sache, eine künftige Frau Kuhlemann unter ihnen zu finden, hatte doch große Schwierigkeiten.

Er war klug genug gewesen, im Anfang keine Bekanntschaften zu machen und eine große Zurückhaltung zu beobachten, trotz der vielen, verlangenden, wohlgefälligen Blicke, die ihm täglich und überall von Familienmüttern und heirathsfähigen, jungen Damen gespendet wurden.

Er gefiel sich ungeheuer in der Rolle vornehmer Reserve, mit dem entzückenden Bewußtsein, für einen Lord oder Baron gehalten zu werden, es wäre wirklich schade gewesen, diesen Nimbus beim Publikum zu zerstören und sich eines Tages als Herr Kuhlemann aus Pasewalk, Inhaber eines Weißwaarengeschäftes vorzustellen.

Der Kellner im Strandhotel redete ihn immer „Herr von Kuhlemann" oder sogar „Herr Baron" an. Dieser Kellner war wirklich ein ganz vortrefflicher Mensch, es war erstaunlich, wie viel Einsicht und Anstand er besaß.

Die Hälfte seines Badeaufenthaltes war bereits um, als er eines Tages eine Dame am Strande erblickte, die ihm ausnehmend gefiel. Unzweifelhaft war sie eine Aristokratin, eine Dame der vornehmen Welt.

Allein und träumerisch blickte sie von ihrem Strandsessel auf das Meer; eine Eleganz und Grazie lag über der feinen, schlanken Gestalt in dem sandfarbenem Staubmantel mit dem weichen, einfachen Filzhütchen, die „Baron Kuhlemann" förmlich in Ekstase versetzte.

Sie war keine auffallende Schönheit, aber ihre Gesichtszüge hatten dieselbe Anmuth wie ihre Gestalt.

Ferdinand hatte Glück. Als sie sich erhob und die Strandpromenade hinunterging, ließ sie einen Handschuh auf ihrem Platz zurück. Einen entzückenden kleinen dänischen Handschuh, an dem ein berauschend feines Parfüm hing.

Er eilte ihr nach und wollte ihr den Handschuh mit einer wundervollen, schwungvollen Ansprache überreichen, aber Auge in Auge mit der überraschten vermeintlichen Gräfin oder Baronin, stammelte er nur befangen: „Gestatten Sie—meine Gnädigste—ich—der Handschuh—Sie haben—"

„Ah, mein Handschuh," unterbrach ihn die Gnädige mit einem allergnädigsten Lächeln, „diesmal habe ich wirklich mehr Glück! Denken Sie, ich habe erst gestern ein Buch am Strand verloren, ich bin wirklich unverzeihlich nachlässig!"

„Haben sich gnädige Frau nicht auf dem Polizei-Fundbureau gemeldet?" fragte jetzt Ferdinand muthig. Und damit war die Bekanntschaft gemacht.

Die gnädige Frau hatte sich nicht gemeldet, er erbot sich sofort die nöthigen Schritte für sie zu thun und schließlich gingen sie zusammen.

Ein förmlicher Wonnerausch faßte den beglückten Nante, als er nun endlich einmal an der Seite einer „großen Dame" dahinschritt und er staunte über sich selbst, wie gut es ihm gelang, sich wie ein Gleichgestellter zu benehmen und mit unbefangener Sicherheit mit ihr zu conversiren.

Nur etwas lag ihm schwer auf der Seele: Die Vorstellung! Er mußte sich vorstellen, selbst die Damen in Pasewalk würden einem Herrn in der Ressource und im kaufmännischen Vereins-Tanzkränzchen sofort den Rücken drehen, wenn er diese erste, gesellschaftliche Pflicht verabsäumte — aber ach, wie schwer sich dieser Dame, die ihn wie einen Standesgenossen behandelte, als „Kuhlemann" zu offenbaren, schlicht und bürgerlich, „Kuhlemann!"

Sie bekamen wirklich das Buch zurück auf dem Polizeibureau und die Gnädige war ihm so überaus dankbar. Sie schlenderten noch eine entzückende halbe Stunde am Strande umher, er erfuhr, daß sie im Ostseehotel wohne, daß sie allein in Binz sei und ihren Gatten nach nur halbjähriger Ehe, vor vier Jahren verloren habe — sonst war sie ziemlich reservirt über ihre Familien- und anderen Verhältnisse.

Endlich, nachdem er sie bis an die Pforten ihres Hotels zurückbegleitet hatte, kam mit dem Moment des Abschieds die zwingende Nothwendigkeit der Vorstellung, wenn er Ansprüche auf die Fortsetzung dieser Bekanntschaft machen wollte.

Schon verneigte sie sich mit einem graziösen Lächeln, er fühlte ihren fragenden Blick und stammelte — es war die erste große Lüge seines Lebens—nicht geplant, nicht beabsichtigt, aber wie unter einem moralischen Zauber:

„Gestatten Sie, meine Gnädigste, mein Name: von Kuhlemann."

Er war erschrocken, als es heraus war.

Gewiß, er hatte sich nur versprochen, weil der Kellner ihn stets so nannte!

„Ich habe mich sehr gefreut, Herr von Kuhlemann. Ihre Bekanntschaft zu machen, ich heiße Frau von Stierling."

Sie reichte ihm die feinen Fingerspitzen und verschwand in ihrem Hotel.

Berauscht und bekommen zugleich kehrte Ferdinand nach dem Strand-Hotel zurück.

Er machte sich Scrupel und doch konnte er vor Freude kaum den nächsten Tag erwarten.

Und nun kam für ihn eine Reihe von glücklichen Tagen.

Bald war er von Morgen bis Abend in der Gesellschaft seiner angebeteten Frau v. Stierling, die ihm mit jedem Tage liebenswürdiger und unwiderstehlicher erschien.

Stundenlang saßen sie zusammen am Strande, promenirten auf den Dünen, machten Ausflüge in den nahen, herrlichen Buchenwald oder mit dem Dampfer und eines Tages konnte es ihm kein Geheimniß mehr bleiben, daß er ebenso geliebt wurde, wie er liebte.

Die reizende Frau wurde stiller, befangener, zuweilen sogar schwermüthig, je näher die Trennung kam und ihre Blicke, die anfingen, ihn scheu zu meiden, zeigten eine verschleierte, zärtliche Sehnsucht.

Er wußte, was sie von ihm erwartete und o! wie gern hätte er ihr auf den Knieen das Geständniß seiner Liebe gemacht, aber zwischen ihm und ihr gähnte der schwarze Abgrund der Lüge.

Es gab keine Brücke, die hinüberführte, denn das Geständniß seiner Schuld mußte sie ja erst recht für ewig von ihm trennen.

Sie wußte von ihm nur, daß er mit seiner alten Mutter in Pasewalk lebe. Die Reserve, die sie selbst über ihre Verhältnisse beobachtete, legte ihr den Zwang auf, auch ihm gegenüber sehr discret mit Fragen zu sein und wie unter einem unbewußten Einverständniß hatten sie wenig von der Vergangenheit geredet. Die Gegenwart war so überhaupt angenehm und bot erschöpfenden Stoff.

Ferdinand kämpfte einen furchtbaren, einen entsetzlichen Seelenkampf, aber am folgenden Morgen war er ohne Abschied, heimlich abgereist und Frau v. Stierling erhielt einen Brief, der ihr mit erschütternden Worten sagte, daß ein grausames unabwendbares Schicksal ihn auf ewig von ihrer Seite reiße und daß er mit gebrochenem Herzen sein Leben einsam beschließen würde.

Er war sogar am Abend vorher allein in seinem Boot auf das Meer hinausgefahren, mit dem großartigen Entschluß, scheinbar zufällig zu verunglücken, aber er kam wohlbehalten zurück, mit dem Einsehen, daß es doch noch besser sei, gebrochenen Herzens in Pasewalk Weißwaaren zu verkaufen, als am Binzer-Strand von den Fischen gefressen zu werden.

So traf er eines Tages wieder in Pasewalk ein, aber seine Mutter hatte wenig Freude an ihm. Er hatte immer noch keine Frau und sie kannte ihn kaum wieder, so trübselig und schwermüthig war er geworden.

Eines Tages, kurz nach seiner Rückkehr, stand er hinter dem Ladentisch und verkaufte fertige Wäsche an eine gute Kundin.

Er hielt gerade zur Ansicht hübsche gestickte Beinkleider ausgebreitet gegen das Licht und pries geschäftsmäßig ihren Werth, als etwas hastig die Ladenthür aufgestoßen wurde und — er hätte in den Fußboden versinken mögen — Frau von Stierling vor ihm stand.

Entgeistert, sprachlos starrte er sie an, aber sie überhäufte ihn nicht mit Zorn und Verachtung, nein, sie streckte ihm beide Hände entgegen, mit einem kleinen Jubelschrei, und die hellen Thränen liefen ihr über die blassen Wangen. —

„Habe ich Sie wieder? Habe ich Sie endlich wieder?" rief sie, als sie allein mit ihm war.

„O mein Gott, Sie brauchen nicht vor mir davonzulaufen — dem Himmel sei Dank, daß Sie nicht „Herr von Kuhlemann" sind, nicht der große Herr, für den ich Sie hielt, — ich bin ja auch nichts als eine Lehrerin — ich bin Gouvernante — Sie haben sich in mir getäuscht — ach, und ich hatte nicht den Muth, Sie aufzuklären — ich fürchtete Sie zu verlieren — Sie böser Mensch, warum liefen Sie ohne Abschied davon?" —

So klang es zwischen Weinen und Lachen, die Kundin und die gestickten Höschen waren vergessen, ein glückseliges Paar lag sich in den Armen.

Sie hatten sich beide aus demselben Grunde Komödie vorgespielt.

Melanie Stierling hielt Nante Kuhlemann ebenso für einen großen Herrn, wie er sie für eine vornehme Dame und sie konnte ebensowenig der Versuchung widerstehen, ihn in dieser Täuschung zu erhalten.

Sie war sehr jung. Verwittwet und von ihrem verstorbenen Gatten zurückgelassen, hatte sie als Gouvernante in vornehmen Familien ihren Unterhalt erworben und sich Vieles von den Manieren und dem Wesen der Aristokraten angeeignet.

Als sie Ferdinands Abschiedsbrief erhielt, war sie sofort entschlossen, dem bösen Schicksal nachzuforschen, das ihn zu diesem Schritte trieb, denn seiner Liebe war sie sicher.

Sie folgte ihm nach Pasewalk und ruhte nicht eher, als bis sie sein Geheimniß entdeckt hatte, was in der kleinen Stadt nicht schwer war.

Ihr Glück kannte keine Grenzen bei dieser Entdeckung, denn sie hatte ebenso schwer unter der Täuschung gelitten, wie Ferdinand.

Nach wenigen Wochen gab es eine fröhliche Hochzeit und Herr und Frau Kuhlemann wurden auch ohne Adels-Diplom ein glückliches Paar.

Welche?

Eine amerikanische Heirathsgeschichte.

In St. Geronimo, einem texanischen, weit von der Kultur abgelegenen Städtchen, saß eines Tages Mr. William Huntington, Besitzer einer Konservenfabrik, nachdenklich in seinem Komptoir. Wegen Mangels an geeigneten weiblichen Wesen konnte er nämlich trotz vielfachen Suchens und Mühens nicht zu einer ihm zusagenden Frau gelangen, ein Mißgeschick, das ihn in hohem Grade verstimmte. In dieser fatalen Lage kam er auf eine ganz eigenartige Idee. Er schrieb drei Zettel gleichen Inhalts, die also lauteten: „Möchte gern heirathen, junge, nette Dame; die auf mich 36jährigen Mann reflektirt, findet mich am 15. Dezember auf meinem Komptoir zu St. Geronimo. William Huntington.

Diese drei Blätter legte er eigenhändig in drei des Verschlusses harrende Blechbüchsen, die zum Versenden nach New York, San Francisco und New Orleans bereit standen.

Mit Spannung wartete er jetzt auf jenen Tag. Endlich, da war der 15. Dezember, und kaum war er Nachmittags in seiner Office, als an der Thür geklopft ward. Auf sein „Herein" erschien eine junge, blonde Dame auf der Schwelle, die ihm sagte, daß sie Helene Davis heiße, in der Gegend von New Orleans wohne und den weiten Weg hierher nicht gescheut habe, um sich den von ihr in einer Fruchtbüchse gefundenen Gemahl in figura zu beschauen. Hiermit langte sie zur Beglaubigung ihrer Angaben einer der bewußten Zettel aus der Tasche.

Die weiteren Verhandlungen führten in Kürze zu dem Ergebniß, daß Beide einander gefielen und demzufolge beschlossen, sich für's Leben angehören zu wollen. Unter den näheren Festsetzungen verging eine geraume Weile, alsdann geleitete Huntington seine Auserwählte in's Hotel.

Zurückkehrend in sein Bureau, fand der glückliche Bräutigam dort ein anderes weibliches Wesen seiner harrend, bei dessen Erblicken ihn eine Gänsehaut überlief — ahnte er doch, daß dessen Erscheinen gleichfalls mit der von ihm beliebten Offerte zusammenhing. Und so verhielt es sich. Mary Newman, eine stolze Brünette, stellte sich alsbald als aus San Francisco verschriebene Zukunftsgattin vor.

Ein gewöhnlicher Sterblicher wäre voraussichtlich etwas außer Fassung gerathen. Huntington aber faßte sich rasch.

„Mein verehrtes Fräulein", begann er, nachdem ihm die geschaffene Situation klar geworden, „ich würde gern bereit sein, Ihnen Herz und Hand zu Füßen zu legen, wenn mich nicht ein sehr triftiger Grund zwänge, hiervon abstehen zu müssen. Ich bin nämlich seit etwa einer Stunde bereits der Verlobte einer anderen Dame, die auf dieselbe Weise auf meine Wenigkeit aufmerksam geworden ist, wie dies bei Ihnen der Fall."

Die zweite Schöne war einer Ohnmacht nahe, als ihr diese Eröffnungen gemacht wurden, doch faßte auch sie sich schnell und entgegnete: „Meinen Anspruch auf Ihre Person, mein Herr, lasse ich durchaus nicht fallen. Die Angelegenheit läßt sich aber vielleicht erledigen, wenn von uns Dreien gemeinsam Rath gepflogen wird."

Huntington stimmte diesem Vorschlag zu, er bot der Dame sehr artig den Arm und geleitete sie in das Hotel, in welchem Helene Davis logirte. Diese wurde gebeten, sich in ein Privatzimmer zu bemühen, wo die Beiden sie empfingen. Mit wenigen Worten über die Sachlage aufgeklärt, leistete sie zwar nicht Verzicht auf den rechtmäßigen Bräutigam, ließ sich jedoch herbei, das Loos entscheiden lassen zu wollen, wer von ihnen den Gatten heimzuführen habe.

Dieses Ansinnen stieß aber bei Mary Newman auf entschiedenen Widerspruch. „Nein," sagte sie, „auf ein solches Risiko lasse ich mich nicht ein." „Gut", sagte Huntington jetzt, „so werde ich mit einem anderen Vorschlage dienen, den ich jedoch bis morgen verschieben muß, da Ihnen unter Umständen heute noch eine dritte Konkurrentin um den Besitz meiner Person erstehen kann."

Die geschäftsmäßigen Verhandlungen wurden somit abgebrochen und bis zum nächsten Morgen vertagt.

Nachdem Huntington bis gegen Abend gewartet hatte, ohne eine dritte Begehrliche erscheinen zu sehen, begab er sich zu seinem Geschäftsführer, der als Retter in der Noth von ihm ausersehen war. „Hören Sie 'mal, mein lieber Manning," redete er ihn an, „Sie könnten mir einen großen Gefallen erweisen."

„Jeden, Herr Huntington, das wissen Sie," entgegnete der Angesprochene.

„Seien Sie nicht zu vorschnell," meinte der Prinzipal. Und nun erzählte er dem Zuhörenden unumwunden die etwas verwickelt gewordene Geschichte, die nur dadurch einen befriedigenden Abschluß finden könne, wenn er, Manning, ihm eine der beiden Bewerberinnen abnehme. „Ich weiß zwar momentan noch nicht, ob auch die Damen damit einverstanden sind, doch glaube ich es annehmen zu dürfen," schloß er.

Manning wurde durch diese Enthüllung ungemein überrascht, doch antwortete er in bejahender Weise, falls eine der Schönen ihm gefallen sollte.

Früh am nächsten Morgen schritt Huntington dem Hotel zu, wo er die seiner bereits harrenden Damen mit seinem Vorschlage bekannt machte. Sie waren mit einigem Zögern damit einverstanden, natürlich unter der Bedingung, daß die Person der Betreffenden ihnen sympathisch sein müsse. Es blieb dann nur noch die Wahl übrig; betreffs dieser einigte man sich dahin, daß Manning, nachdem alle sonstigen Schwierigkeiten gehoben, die Art anzugeben habe, wie die Theilung vorgenommen werden solle.

Der Ersatzbräutigam ward gerufen, und nach genommenem Einblick erklärte er sich gern bereit, der obwaltenden Verlegenheit ein Ende zu machen. Als er sodann gefragt wurde, wie in diesem besonderen Falle die Auswahl getroffen werden könne, sprach er sich für folgende Methode aus: „Es werden zwei mit blond und brünett bezeichnete Zettel geschrieben und diese verstecken die beiden Damen, während wir Männer hinausgehen hier im Zimmer. Ist dies geschehen, so treten wir ein und suchen nach dem verborgenen Glück. Wer zuerst einen Zettel findet, ist der rechtmäßige Besitzer der darauf Verzeichneten, während die beiden anderen Personen das zweite Pärchen bilden."

Da die drei anderen Betheiligten dieser Verlobungsmethode ihren Beifall zollten, so ward zur sofortigen Ausführung geschritten. Huntington fiel hierbei die Brünette als zukünftige Gattin zu, während Manning die Blondine sein eigen nennen durfte.

Die beiden Ehepaare lebten in Zukunft glücklich und zufrieden; die Huntington'sche Idee war somit vier Personen zu Gute gekommen.

Ewige Treue.

Im Frühjahr 1580 standen in den Garten des Buchdruckers Jobin zu Straßburg ein hübsches Mädchen und ein junger Mann und schworen sich ewige Liebe und Treue. Das Mädchen hieß Eva Forster, war die Tochter des im Jobin'schen Hause wohnenden Arztes Forster und stand in dem siebzehnten Lebensjahre. Der junge Mann war ein Student, Namens Johann Fischart, Schwager des Buchdruckers Jobin und zwanzig Jahre alt. Das junge Paar schwor sich Liebe und Treue, weil es gezwungen war, von einander Abschied zu nehmen. Da nämlich die Praxis des Arztes eine geringe, der Geschwister aber viele waren, nahm Eva eine Stelle als Kindererzieherin in dem Hause des Barons Wendland zu Straßburg an, während Johann gleichzeitig einen jungen Fürsten auf der Reise nach der Schweiz und Italien begleiten sollte.

Die Reise dauerte drei ganze Jahre. Eine Korrespondenz war wegen der damaligen Verkehrsverhältnisse auf Reisen fast unmöglich, und so hörte denn das liebende Paar jahrelang gar nichts von einander.

Endlich kehrte Johann nach Straßburg zurück. Sein erster Gedanke aber war nicht etwa Eva Forster, sondern eine andere Straßburgerin, die er mit ihrem Vater auf der Reise getroffen, und mit der er den Heimweg angetreten hatte. — Anna Elisabeth Hertzog hieß sie. Diese füllte jetzt sein ganzes Herz aus. Wie groß war daher sein Schrecken, als er, um eine Straßenecke biegend, plötzlich eine junge Dame traf, welche Niemand anders war, als Eva Forster. — Schöner war sie geworden und stattlicher.

Sein erster Gedanke war: umkehren und fliehen! Schnell aber verwarf er ihn, trat muthig auf Eva zu, begrüßte sie und wurde von ihr freundlich wieder begrüßt. Nach einigen gleichgiltigen Gesprächen faßte sich Johann endlich ein Herz und sagte: „Jungfer, ich habe Euch vor drei Jahren Liebe und Treue geschworen, jetzt aber fällt es mir schwer auf das Herz, daß ich Euch diesen Schwur so schlecht gehalten habe."

„Ei, wie denn das," fragte Eva.

„Ich stehe im Begriff, die Jungfrau Anna Elisabeth Hertzog zu meinem Weibe zu machen."

„Das thut Ihr Recht daran. Aber ich habe meinen Schwur noch viel schlimmer gebrochen, denn ich bin jetzt die Ehefrau des Barons Wendland, und dort kommt Ihr mein erstes Kind schauen," sagte Eva und deutete auf ein Baby, welches von einer kräftigen Elsässerin hin und her getragen wurde. — —

So konnte Johann Fischart, der später so berühmt gewordene Autor der „Geschichtsklitterung" „Gargancua und Pantagruel" u. s. w. ohne Gewissensbisse seine Anna Elisabeth heirathen.

Die getäuschte Polizei.

Im Sommer des Jahres 1837 kam in Berlin zu Grantzler Unter den Linden in die fashionable Konditorei mehrere Tage hintereinander ein junger Mann, trank stillschweigend eine Tasse Chokolade und zahlte dafür regelmäßig einen Dukaten, ohne von dem aufwartenden Mädchen etwas zurückzunehmen. Diese war bei dem ersten Male sehr erfreut, zumal sich's erwies, daß der Dukaten echt war, beim zweiten und dritten Male wurde sie ängstlich und sprach mit ihrem Prinzipal. Dieser erzählte die Geschichte dem bekannten Polizeirath Duncker, der sich denn auch am folgenden Morgen einfand. Bald darauf erschien der junge Mann, und Duncker verwickelte ihn in ein Gespräch, konnte aber nichts über die Verhältnisse des Fremden erfahren. Bald darauf wollte der junge Mann zahlen und zog seine Börse, in welcher sich nur Dukaten befunden haben.

„Sie haben da einen schönen Vorrath," sagte Duncker.

„Nicht mehr, als ich so im Laufe des Tages ausgebe," erwiderte der Fremde.

„Dürfte ich Sie wohl um ein kleines Geschenk bitten? Ich sammle für einen wohlthätigen Zweck, und ersuche Sie freundlichst darum."

„Sehr gern", erwiderte der Dukatenmann, „aber da reicht mein Vorrath nicht, und Sie müssen schon mit in meine Wohnung kommen."

Das war es, was Duncker wollte. Sie gingen, und der schlaue Polizeirath wollte bemerken, daß der Fremde im Gedränge vor den Bilderladen stehen blieb, als wollte er entschlüpfen. Aber er verlor ihn nicht aus den Augen. Und so kamen sie denn an das Schloß.

„Ich gehe hier durch den Schloßhof", sagte der junge Mann.

„Schön", dachte Duncker, „da gibt es viele Wachen!"

In demselben Augenblick trat der Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm der Erste, durch das Portal und rief dem Freunden zu: „Na, Esterhazy, schon wieder zurück?"

Duncker war wie vom Blitz getroffen; der Dukatenmann war also der junge, reiche Fürst Esterhazy, der seit einigen Tagen in Berlin weilte. Er suchte davonzukommen, aber der Fürst rief: „Warten Sie! Ich will Ihnen ja etwas für Ihre Sammlungen geben!"

Und in seiner Wohnung angekommen, gab er Duncker hundert Dukaten, die dieser mit sehr verlegener Miene einstrich.

Eine Benefizheirath.

Zur Zeit, als Kotzebue das Theater in Reval leitete, war es dort Sitte, daß den Künstlern, welche sich verheiratheten, eine Extra-Benefizvorstellung bewilligt wurde. Dieser Brauch rettete einstmals den mit Schulden beladenen, bekannten Schauspieler Karl Zimmermann. Verdrießlich kam er eines Tages nach Hause; er besaß keinen Groschen mehr, und die Gläubiger drängten und drückten ihn unbeschreiblich.

„Ach, könnt' ich Ihnen nur helfen, für mein Leben gern wollt' ich es thun!" rief theilnehmend seine esthländische Wirthschafterin.

„Wirklich, Marietta?" erwiderte er. „Dann mußt Du mich heirathen; ich erhalte auf diese Weise ein Benefiz!"

Die Trauung wurde wirklich vollzogen und Zimmermann tilgte mit dem Ertrage seiner Benefizvorstellung die drückendsten Verbindlichkeiten. Das Merkwürdigste aber war, daß diese Ehe sich äußerst glücklich gestaltete. Marietta wußte ihren Gatten von seinem leichtsinnigen Lebenswandel abzubringen, und als sein Tod nahte, sagte Zimmermann: „Die Benefizheirath hat mein Glück gemacht; die Jahre meiner Ehe waren die schönsten meines Lebens."

Gut parirt.

Alphonse Karr, der vor einigen Jahren verstorbene französische Humorist, hatte auf seiner ländlichen Besitzung einen italienischen Grafen zum Nachbarn, dessen reichhaltige Bibliothek im ganzen Umkreise berühmt war und eine Art lokaler Sehenswürdigkeit bildete. Eines Tages ließ der geistreiche Verfasser der „Guepes" seinen gräflichen Nachbarn um ein Buch bitten.

Der Graf entbot ihm, daß er „grundsätzlich keine Bücher aus dem Hause gebe"; Karr möge jedoch in die Bibliothek kommen, die ihm den ganzen Tag hindurch zur Verfügung stände. Kurz darauf war der Graf genöthigt, den literarischen Nachbarn um eine Gießkanne anzugehen.

„Ich gebe grundsätzlich keine Gießkannen aus dem Haus" — ließ der Humorist, welcher den Fall mit dem Buche nicht verwinden konnte, zurücksagen — „aber wenn der Herr Graf bei mir begießen will, stelle ich ihm gerne meinen Garten den ganzen Tag hindurch zur Verfügung!"

Vor dem Restaurant.

Lude: „Weeste, Ede, ick möcht' wieder mal bei Hiller essen!"

Ede: „Oller Renommiste, hatte denn überhaupt schon bei Hiller jejessen?"

Lude: „Nee, — aber ick hab' schon mal jemöcht!"

Aha!

Vater: „Und nun will ich Dir noch etwas zum Schlusse sagen, lieber Robert! Leihe Dir nie Geld, denn Borgen macht Sorgen!"

Sohn: „Ja, da hast Du recht, Papa, besonders da man nicht immer weiß, wo man borgen soll."

Nicht ihr Geschmack.

Hausfrau (zum neuen Dienstmädchen): „Ihre Vorgängerin war sieben Jahre bei mir, ehe sie geheirathet hat!"

Dienstmädchen (für sich): „Da werde ich schon machen, daß ich bald wieder forttomme. Sieben Jahre habe ich nicht mehr Lust zu warten!"

Hinderniß.

„Aber, warum macht Du denn der Therese keinen Antrag?"

„Ach, weißt Du, ich stottere nämlich beim T—sprechen!"